

Sehr geehrte Anwesende,

vielen Dank, dass ich heute zu Ihnen sprechen darf.

Wir gedenken heute der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Offen gestanden ist es schwierig, dazu die richtigen Worte zu finden. Denn wir versuchen uns heute an ein Ausmaß von Gewalt und Unrecht zu erinnern, das unsere Vorstellungskraft zumeist übersteigt. Es ist eine schier ungeheure Zahl an Menschen, die gelitten und ihr Leben gelassen haben. Über viele Opfer wissen wir nur wenig und oft nur in den Kategorien ihrer Verfolgung. Wir wissen, dass sie als jüdisch, als Sinti oder als Homosexuelle verfolgt wurden, doch über ihre Leben wissen wir wenig. Jeder Mensch hatte eine Geschichte, Träume und Hoffnungen und Ängste, doch ihnen allen wurde die Zukunft auf brutale Weise genommen. Erinnern wir uns gemeinsam an die Toten und ihr Andenken, aber auch an die noch heute sichtbaren Spuren, die dieser Zivilisationsbruch in unserer Gesellschaft hinterlassen hat. Erinnern wir uns an all die Überlebenden, deren Leiden nach der sogenannten Befreiung 1945 nicht endeten, sondern die wieder und wieder Herabwürdigung und Bagatellisierung ihrer Leiden ausgesetzt waren. Für viele von ihnen kam die deutsche Anerkennung geschweige denn Begnadigung zu spät. Manche Opfer bleiben für immer unsichtbar. Ihnen wurde sogar ihre Geschichte genommen.

Wie viele schwule Männer in den KZ waren, können wir bis heute nur schätzen. Auch wie viele queere Menschen es unter den einzelnen Opfergruppen waren, derer wir heute gedenken, können wir kaum erahnen. Es gab viele Menschen, die von der Geschichtsschreibung selten genannt werden, sie mussten unfrei und unerkannt leben. Lesben, nichtbinäre und trans* Menschen, Bisexuelle aller Geschlechter – bis heute kennen wir nur wenige Beispiele mit Namen. Tatsächlich hat in diesem Jahr die erste lesbische KZ-Überlebende ihre lesbische Geschichte öffentlich gemacht. Die hier in NRW, in Hellenthal, geborene Margot Heumann war als Jüdin verfolgt worden.

Der Begriff „Homosexualität“ ist in den Findmitteln der meisten deutschen Archive immer noch nicht verzeichnet. Noch dazu ist er auch in den meisten zeitgenössischen Quellen als Begriff für ein männliches Phänomen verwendet worden. Lesbische Selbstzuschreibungen sind äußerst selten zu finden. Oft wurden Zeugnisse durch sie selbst oder ihre Nachfahren zerstört und versteckt. Vielleicht geschah dies aus Scham, aus Angst vor einem Verlust der Würde oder aus Ablehnung. Dazu kam das allgemeine, Jahrzehnte anhaltende Desinteresse an der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen, insbesondere derer an den Gruppen wie LSBTIQ*, den Opfern der NS-Euthanasie, der Sinti*zze und Rom*nja, den als „asozial“ Verfolgten – also den Gruppen, die auch nach dem Fall des NS-Regimes einer staatlich legitimierten Diskriminierung ausgesetzt waren. Und nicht zuletzt gab es auch ein Desinteresse an der weiblichen und damit verbunden, einer lesbischen Geschichte der Zeit des Nationalsozialismus.

Innerhalb der kleinen Initiativen zur Aufarbeitung fiel die Suche nach Menschen, die aus der cisheterosexuellen Norm fielen, oft nicht ins Gewicht. Entsprechende Dokumente – falls vorhanden – lassen sich nur über aufwändige Recherchen in Beständen ausfindig machen. Die lesbische Geschichtsschreibung dieser Zeit steht auf den Schultern von Historiker*innen wie Ilse Kokula und Claudia Schoppmann, um nur zwei Pionierinnen zu nennen. Aufgrund der Tatsache, dass lesbische Liebe in Deutschland nicht offiziell kriminalisiert wurde, ist die Quellenlage noch schwieriger als bei männlicher Homosexualität. Durch all dies ist die Suche nach den Schicksalen dieser Menschen für immer erschwert. Und doch wissen wir, dass sie gelebt und auch gelitten haben. Wer nicht in die

rigiden Vorstellungen der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit passte, musste sich verstecken oder wurde verfolgt.

Das Gedenken an damals ist ein Indikator für den Umgang mit der Geschichte heute. Wenn wir an die Opfer des Nationalsozialismus erinnern, fällt die Erinnerung an die queeren Verfolgten gering aus. Noch immer wurde ihnen kein Gedenktag im Bundestag gewidmet. Diese Aufgabe wird wieder und wieder der queeren Community selbst überlassen. Und als ich meine Forschung zu weiblicher Homosexualität während des Nationalsozialismus begann, war die häufigste Reaktion, die mir begegnete: „Ach, darüber habe ich ja noch nie nachgedacht!“

Die verdrängten, unsichtbaren Geschichten von damals haben eine Auswirkung auf heute. Wir vergessen nicht nur die Leiden und Leben der Menschen vor uns, sondern auch das ganze Ausmaß der deutschen Geschichte der Ausgrenzung und Verfolgung. Wir verschließen die Augen vor der langen Tradition der Ablehnung gegenüber Minderheiten. Die Ablehnung der Erinnerung wird zu einer Ablehnung der Verantwortung. Es gibt ein Desinteresse an der auch heute erlebten Bedrohung, mit der Jüdinnen und Juden in Deutschland aufwachsen, unter der Sinti*zze und Rom*nja in Deutschland leiden, vor der sich queere Menschen ein Leben lang immer wieder fürchten. Die meisten Menschen kennen gar nicht, was sicher einige der hier Anwesenden immer wieder mitmachen: Ist es sicher für mich, mich als lesbisch zu outen? Ändert das etwas an unserem Verhältnis? Was passiert, wenn ich erzähle, dass ich für die Jüdische Gemeinde arbeite?

Covid-19 hat uns deutlich die gesellschaftliche Schwäche gegenüber Antisemitismus gezeigt: Die im Rahmen der Pandemie kursierenden Verschwörungserzählungen bedrohen uns alle. Im vergangenen Jahr haben wir gesehen, wie sich Deutsche Judensterne anhefteten und mit Widerstandskämpfer*innen gegen das NS-Regime gleichsetzten. Reichskriegsflaggen prägten das Bild auf den Straßen. Dazwischen haben wir immer wieder auch die Regenbogenflagge sehen müssen. Ich hoffe, das hat nicht nur mich wütend gemacht. Nicht umsonst gilt Antisemitismus als der Seismograf der demokratischen Gesellschaft. Mit einem geschlossenen antisemitischen Weltbild geht immer eine anti-moderne und anti-demokratische Weltanschauung einher. Nicht umsonst werden Initiativen für eine geschlechtergerechte Sprache und Forschung oft von denselben Leuten attackiert, die auch von zu großem Einfluss „der Juden“ sprechen. Genau wie der Antisemitismus, zieht sich Queerfeindlichkeit durch alle Gesellschaftsgruppen. Unsere Fahne wurde auf diesen Demos als Feigenblatt missbraucht, aber auch, wie in Wien, mit menschenverachtenden Aussagen öffentlich verbrannt. Die Probleme unserer Community auch in der Pandemie werden weiter vernachlässigt und beschwiegen.

Seit Jahren wird in Reden und Gedenkveranstaltungen darauf hingewiesen, dass die Grenzen des Sagbaren verschoben werden und dass die gleichen Parolen wie zu der Zeit ab 1933 auf den Straßen gerufen werden. Immer wieder heißt es, für Antisemitismus, für Fremdenfeindlichkeit, für Queerfeindlichkeit, sei in dieser Gesellschaft kein Platz – doch die Wahrheit ist, diese Diskriminierungsformen haben ihren Platz, und sie haben auch im letzten Jahr hier in Deutschland Menschen bedroht, verletzt und ermordet. Im Rahmen meiner Arbeit gegen Antisemitismus sowie in meinen Gesprächen mit anderen queeren Frauen begegnen mir immer wieder die gleichen Probleme: Während die Gesellschaft das Problem verneint, historisiert und bagatellisiert, kenne ich doch keine Person, die keine antisemitischen bzw. queerfeindlichen Erfahrungen gemacht hätte. Befragungen richten sich heute immer noch häufiger an die Nichtbetroffenen, statt an die

Betroffenen. Es gibt eine Wahrnehmungsdiskrepanz zwischen denen, die einer Minderheit angehören, und denen, die der Mehrheitsgesellschaft angehören. Obwohl die Betroffenen des alten Hasses ihn spüren, bleibt die Anerkennung des Problems in seinem tatsächlichen Ausmaß aus. Wenn heute ständig wieder gefragt wird „Ist das denn heute immer noch ein Problem?“, ist das ein Desinteresse an unserer Bedrohung. Jeder weiß von Halle und von Dresden, wir verbergen unsere Angst vor queerfeindlichen und antisemitischen Übergriffen ja gar nicht. Aber die, die nicht betroffen sind, verschließen ihre Augen vor der langen Linie der Kontinuität von 1945 bis heute – und setzen sie damit fort.

Sichtbarkeit ist unsere Antwort. Solidarität ist unser Mittel. Wir müssen zusammenstehen, wir müssen füreinander eintreten, wir müssen einander sichtbar machen und unterstützen. Ob wir nun queer sind oder jüdisch oder queer und jüdisch oder weder noch: Wenn wir füreinander eintreten, einander unsere Stimmen leihen, machen wir auch uns selbst stark. Alliierte zu sein, bedeutet füreinander aktiv zu sein. Die Geschichten von damals, die uns bis heute am meisten berühren, sind Geschichten von Liebe und Fürsorge, von Solidarität auch in den schwersten Zeiten. Wir alle hoffen, dass sich diese Zeiten niemals wiederholen werden. Doch wir leben auch jetzt in einer schweren Zeit, und viele von uns leiden – unter der Pandemie, unter einer strukturellen Vernachlässigung unserer Sicherheit, unter einer fortwährenden Bedrohung. Die jüdische, wie auch die LSBTIQ* Community wissen schon lange, sich wehrhaft zu zeigen und für ihre Rechte einzustehen. Wir mussten schon oft für unsere Freiheiten in dieser Demokratie kämpfen und Überzeugungsarbeit leisten. Ich weiß, das ist ein mühsamer Weg, der uns oft ermattet zurücklässt. In solchen Momenten denke ich gerne an meinen Freund Herbert, ein Überlebender der Shoah, der mir mit seinem pragmatischen Optimismus immer wieder den Weg weist und mir Hoffnung schenkt. Seine Worte möchte ich abschließend mit Ihnen teilen: **Alles wird gut, aber das wird es nicht von allein.** Also gehen wir es an.